**Don Ross, James Ladyman, Harold Kincaid (eds.)**: *Scientific Metaphysics*, 243 S., Oxford University Press, Oxford 2013.

In der gegenwärtigen Diskussion auf dem Gebiet der Metaphysik lassen sich zwei Strömungen kenntlich machen, die in einem bemerkenswerten Verhältnis zueinander stehen. Da wäre einmal die Gruppe der sich ‚analytisch‘ nennenden Metaphysiker, eine Gruppe, zu der Autoren wie Kit Fine, Frank Jackson, Jonathan Lowe, Theodore Sider, Peter van Inwagen und Timothy Williamson zählen. Aus Sicht der analytischen Metaphysik geht es im Kontext philosophischer Reflexion im Wesentlichen um begriffliche Analyse und deren Anbindung an fundamentale ‚Intuitionen‘. Zentraler Bezugspunkt sind dabei die Gegenstände unserer Alltagserfahrung, also solche Dinge wie Tische, Bäume, Terrakottavasen, Kugelschreiber, Katzen, Bundespräsidenten, Knabenchöre usw. Da es analytischen Metaphysikern um die Beantwortung ontologischer Fragen geht, finden sich in ihren Schriften starke Bezüge zu Problemen wie dem des Status von Quantoren oder auch dem der ‚mereologischen Komposition‘. Ihre Vorgehensweise ist dezidiert *a priori*. Ganz anders hingegen die Vertreter des Programms der ‚wissenschaftlichen‘ (bzw. ‚naturalisierten‘) Metaphysik. Wie Harold Kincaid in der Einleitung des hier zu besprechenden Bandes darlegt, verbindet die Befürworter einer wissenschaftlichen Metaphysik grundsätzlich zweierlei, nämlich 1. „an extreme scepticism about metaphysics when it is based on conceptual analysis tested against intuition, and about any alleged a priori truths that such intuitions and analyses might yield“ sowie 2. „the belief that scientific results and scientific methods can be successfully applied to some problems that could be called metaphysical“ (3). Wie man in Anlehnung an Penelope Maddy sagen kann, argumentieren die Vertreter wissenschaftlicher Metaphysik nicht im Rahmen des Verständnisses einer ‚Ersten Philosophie‘, sondern im Rahmen des Verständnisses einer ‚Zweiten Philosophie‘, d. h. im Rahmen einer sich an den Resultaten der Einzelwissenschaften ausrichtenden (und *insofern* naturalisierten) Konzeption von Metaphysik.

 Aber ist das dann überhaupt noch Metaphysik? Es ist dies die Frage, der sich Anjan Chakravartty in seinem Beitrag „On the Prospects of Naturalized Metaphysics“ widmet. Wesentlich ist dabei seine (in jüngerer Zeit insbesondere von Michael Friedman vorweggenommene) Einsicht, dass wissenschaftliche Theorien auf konstitutiven *apriorischen Prinzipien* beruhen. Dies scheinen die Vertreter einer wissenschaftlichen Metaphysik zu übersehen, was nach Chakravartty dann aber zu einem Dilemma führt. Denn wenn man keine apriorischen Elemente im Kontext wissenschaftlicher Theoriebildung zulässt, ist überhaupt nicht ersichtlich, was an der philosophischen Ausrichtung an den empirischen Wissenschaften noch als ‚metaphysisch‘ angesehen werden kann. Lässt man hingegen apriorische Prinzipien im Kontext wissenschaftlicher Theoriebildung zu, wird der Anspruch einer Naturalisierung problematisch. „As a consequence“, so Chakravartty, „the idea of naturalized metaphysics as it is currently conceived lapses into incoherence“ (42). Ähnlich skeptisch gegenüber dem Programm einer naturalisierten Metaphysik äußert sich Paul Humphreys, dem zufolge sowohl metaphysische Spekulation als auch begriffliche Analyse einen legitimen Platz im Rahmen wissenschaftsphilosophischer Reflexion beanspruchen können. Allerdings hält Humphreys die vonseiten der rivalisierenden analytischen Metaphysik als Überprüfungsinstanz in Anschlag gebrachten Intuitionen für bei Weitem weniger reliabel, als dies im Kontext analytischer Metaphysik gemeinhin angenommen wird. Andrew Melnyk hält den Anspruch einer Naturalisierung zwar für angebracht und legitim, sieht aber im Augenblick noch keine aussichtreichen Kandidaten für die Umsetzung des mit diesem Anspruch verbundenen metaphysischen Programms. Sein unverdrossen-resignatives Fazit: „If metaphysics cannot be naturalized, let us discover the fact naturalistically – by trying our best to do it and failing nonetheless.“ (94f.)

 Einem kurzen (hier nicht weiter zu berücksichtigenden) Beitrag Daniel Dennetts folgt der von den beiden Mitherausgebern James Ladyman und Don Ross verfasste Aufsatz „The World in the Data“. Ladyman und Ross argumentieren (wie schon in ihrem 2007 erschienenen Buch *Every Thing Must Go*) für eine bestimmte Form des ‚strukturellen Realismus‘. Dabei wähnen sie sich, was das Programm einer naturalisierten Metaphysik betrifft, in guter Gesellschaft mit der gegenwärtigen Physik. Das 2011 erschienene, von dem theoretischen Physiker David Deutsch verfasste Buch *The Beginning of Infinity* kann nach Ladyman und Ross als paradigmatische Umsetzung des Programms der naturalisierten Metaphysik gelesen werden. Aus ihrer Sicht ist Deutschs Optimismus bezüglich des Aufklärungsprojekts eines umfassenden wissenschaftlichen Verständnisses der Welt nur zu begrüßen. Deutsch, der sich in seinen Arbeiten auf Erkenntnisse aus den Gebieten der evolutionären Psychologie und Linguistik, der Genetik, der Computerwissenschaften und der Quantenmechanik stützt, hebt sich somit deutlich ab von den zeitgenössischen analytischen Metaphysikern, deren Überlegungen um solche Fragen kreisen wie die, ob Statuen identisch sind mit Klumpen aus Ton, oder die, ob der ‚Präsentismus‘ oder der ‚Äternalismus‘ die richtige Deutung der Zeit darstellt. Derlei Überlegungen sind nach Ladyman und Ross Ausdruck eines „repressive anti-scientific conservatism“ (113), da „nothing in them […] corresponds to any reality we can measure“ (122). Auf der anderen Seite grenzen Ladyman und Ross sich aber auch deutlich ab von Deutsch, da sie dessen „slavishly following“ (ebd.) der Kritik Poppers an den logischen Empiristen für unangebracht halten. Hinzu kommt, dass sie Deutschs Bekenntnis zur Viele-Welten-Interpretation der Quantenmechanik nicht teilen. Diese impliziere einen überzogenen kausalen Determinismus, welcher als Relikt einer nicht-naturalisierten Metaphysik gedeutet werden könne. Der von Ladyman und Ross in Anschlag gebrachte nicht-reduktive ontische Strukturenrealismus orientiert sich stattdessen an dem (in ihren Augen) quantenmechanischen Faktum einer irreduzibel stochastisch strukturierten Welt. „The world”, so Ladyman und Ross, „is the totality of non-redundant statistics, not of things“. (146) Die Frage, wie man sich die jeweils konkreten *Instantiierungen* statistischer Regularitäten vorzustellen hat, bleibt dabei leider unbeantwortet.

 Die Beiträge von Mark Wilson und Michael Friedman verorten sich im Kontext des (vor allem auf den Neukantianismus und den logischen Empirismus zurückgehenden) Konzepts der ‚wissenschaftlichen Philosophie‘. „What Can Contemporary Philosophy Learn from our ‚Scientific Philosophy‘ Heritage?’” lautet der Titel des ebenso einsichts- wie facettenreichen Aufsatzes von Wilson. Wilson, der sich ausdrücklich auf die Seite des wissenschaftlichen Realismus schlägt, geht von der Annahme aus, dass die *tatsächlich* im Kontext der wissenschaftlichen Begriffs- und Theoriebildung ablaufenden Schlussverfahren sehr viel komplexer (und zugleich auch ‚lokaler‘) sind, als dies aus der Perspektive eines Logik-zentrierten Wissenschaftsverständnisses den Anschein haben mag. Illustriert wird dies anhand des Beispiels der Berechnung der Trajektorie eines Tropfens. In Fällen wie diesen zeige sich besonders deutlich, dass „the most powerful inferential schemes utilized within applied mathematics often prove erratic in their performance: they sometimes work well and sometimes work badly, without displaying evident marks to distinguish the cases“ (165). Friedmans Aufsatz „Neo-Kantianism, Scientific Realism, and Modern Physics“ gesteht dies durchaus zu, setzt dem partikularistischen wissenschaftlichen Realismus Wilsons aber einen *normativen*, auf Objektivität und Rationalität abstellenden und primär durch die Philosophie Immanuel Kants geprägten Ansatz entgegen. Wie Friedman naheliegender Weise argumentiert, verhalten sich Wilsons und sein eigener Ansatz komplementär zueinander. Während Wilson den Fokus auf die *Anwendung* bereits etablierter physikalischer Theorienfacetten richte, gehe es ihm, Friedman, um die rationale Rekonstruktion der Korrelierung von mathematischen Begriffen auf der einen Seite und empirischen Phänomenen auf der anderen. Letzteres gehe Ersterem (logisch wie auch zeitlich) grundsätzlich voran, so dass man es hier mit einer transzendentalen Dimension des Prozesses wissenschaftlicher Theoriebildung zu tun habe. In Gestalt des frühen Hans Reichenbach (und seiner Konzeption der ‚Zuordnungsprinzipien‘) beruft sich Friedman dabei auf einen der wirkungsmächtigsten Repräsentanten wissenschaftlicher Philosophie im Geiste des Neukantianismus.

 Der den Band abschließende Aufsatz von Jenann Ismael befasst sich mit dem Verhältnis von Kausalität, Willensfreiheit und Naturalismus. In enger Anlehnung an Nancy Cartwrights früher Zurückweisung der Kausalitätsskepsis Bertrand Russells legt Ismael dar, dass ein ‚interventionistisches‘ Verständnis von Kausalität, wie es von Clark Glymour, Judea Pearl und insbesondere James Woodward ausgearbeitet worden ist, sich in vielversprechender Weise zu einem ‚kausalen Realismus‘ ausbauen lässt. Dabei gehe es im Wesentlichen um die Bestimmung der Rolle von „relativized counterfactuals“ (228) sowie die Spezifizierung der jeweils zugrunde gelegten Klasse ‚kausaler Invarianten‘. Ausgehend davon führt Ismael schließlich aus, wie sich eine Form des metaphysischen Naturalismus formulieren lässt, in welcher genügend Platz für das Phänomen der Willensfreiheit ist. „Far from undermining freedom“, so Ismael, „the existence of causal pathways is what creates space for the emergence of will because it opens up the space for effective choice“ (231). Dabei sei die gewählte Methodologie eine grundlegend andere, an der Explikation des *wissenschaftlichen* Kausalitätsverständnisses ausgerichtete, als die sich von unseren vorgeblich alltagspraktischen Intuitionen herleitende Kausalitätsauffassung der analytischen Metaphysik, welche Ismael (nicht ohne Polemik) als „armchair reflection“ (ebd.) zurückweist.

 Metaphysik war schon immer ein heiß umkämpftes Pflaster. Die Beiträge des vorliegenden Bandes dokumentieren dies recht deutlich. Doch es bleibt die Frage: Ist naturalisierte bzw. wissenschaftliche Metaphysik tatsächlich Metaphysik? Oder ist es nicht etwas vollkommen anderes, dem Anspruch nach Bescheideneres? Manchmal hat man jedenfalls den Eindruck, es gehe ein gehöriges Stück weit zurück in Richtung logischer Empirismus. Das Ziel einer metaphysischen *Grundlegung* der Erfahrungswissenschaften ist jedenfalls nicht erkennbar. Wenn überhaupt, dann hat man es bestenfalls mit einem Nachfolgeprojekt des altehrwürdigen Programms der ‚induktiven‘ Metaphysik zu tun. Wie dem auch sei, wissenschaftliche ist keinesfalls analytische Metaphysik; und man darf mit Spannung erwarten, wie die Kontroverse weitergeht.

Matthias Neuber (Tübingen)